

*Elias Chacour –
Israeli, Palästinenser, Christ*

Sein Leben erzählt von Pia de Simony
und Marie Czernin

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

*Sacha mit dem Wunsch gewidmet,
dass er eines Tages den Frieden im Heiligen Land erlebt.*

Alle Rechte vorbehalten – Printed in Germany

© Verlag Herder Freiburg im Breisgau 2007

www.herder.de

Satz: Barbara Herrmann, Freiburg

ISBN: 978-3-451-33150-3

Inhalt

Ein dramatischer Anruf 7 – Der Feigenbaum 9 – Eine melkitische Familie 11 – Die Zionisten kommen 12 – Vertreibung aus Biram 16 – Terror der 20er Jahre 18 – Heiliges Land – Land des Krieges 19 – Flüchtlinge im eigenen Land 20 – Arbeit im Feigengarten 24 – Abschied und Aufbruch 25 – Weihnachtsschrecken 28 – Nachhall der Kanonenschüsse auf Biram 30 – Seminar in Nazareth 31 – Botschaft vom himmlischen Frieden 34 – Saint-Sulpice in Paris 37 – Verzerrte Wahrnehmung 41 – Seltsamer Zwischenfall in Deutschland 45 – Warum Palästina? 47 – „Arabische Rebellion“ 51 – Ahnung vom eigenen Weg 53 – Zollkontrolle in Haifa 56 – Wo soll man parken? 58 – Priesterweihe in Nazareth 60 – Biram – eine Sehenswürdigkeit für Touristen? 61 – „... denn das Land gehört mir ...“ 63 – Die Seligpreisungen 67 – Seelsorger im „Wespennest“ 69 – Ibillins Geschichte 72 – Nonnen kommen zu Hilfe 76 – Familienfehden 79 – Exerzitien beim Bischof 80 – Tanz auf dem Vulkan 81 – Versöhnung am Palmsonntag 83 – Blitzeinschlag in der Moschee 87 – An der Hebräischen Universität in Jerusalem 89 – Der Sechstagekrieg 90 – Ein Symposium über die Liebe 93 – Yassir und Suha Arafat 95 – Die Hoffnung des Bischofs 96 – „Wir sind *eine* christliche Familie ...“ 98 – Flucht nach Genf 103 – Friedensversammlung in Biram 105 – Der Jerusalem-Marsch 106 – Schwere Rückschläge 110 – Eine schwierige Versetzung 111 – Der Traum von der Schule 112 – Hoffnung und Widerstand 116 – Das Leiden Farajs 118 – Ein schwerer Abschied 119 – Ein Ding der Unmöglichkeit 120 – Eine Art Auferstehung 123 – Keine Waffenfabrik, kein Gefängnis 125 – Entführung nach Sabra 126 – Der Traum wird Wirklichkeit 129 – Die Massakernachricht 134 – Eine Schule vor Gericht 136 – Eine Selige aus Ibillin 137 – „Der heilige Vater mit dem Papst“ 139 – Nächtlicher Angriff 140 – Eine Anzeige 141 –

Dunkle Wege 142 – Die erste Intifada 143 – Wiederbegegnung mit Gideon 146 – „Erscheinung“ in Washington 147 – Abkürzung nach Jerusalem 149 – Der Friedensnobelpreisträger kommt nach Ibillin 151 – Der Papst im Heiligen Land 152 – Auf dem Berg der Seligpreisungen 155 – Märtyrer aus der Mar-Elias-Schule 155 – Auftrag für den Frieden 160 – Eine Vision gewinnt Gestalt 161 – Der Himmel ist in Japan 163 – Das amerikanische Ehrendoktorat 165 – „... euer vergessener Bruder ...“ 168 – Terror auf beiden Seiten 169 – Im Schatten des 11. September 171 – Transport nach Betlehem 173 – Auf dem Weg nach Jericho 175 – Chancen für die Frauen 177 – Stärker als der Sturm 179 – Father Roberts Haus 181 – Trennmauern 183 – Den Messias erkennen 184 – Ein Traum wird wahr 185 – Vom Geist der Schule 188 – „Die Schöpfung“ in Ibillin 190 – Anschlag in Mughar 193 – Einweihung der „Bergpredigt“-Kirche 196 – Weihnachtswünsche von Sharon 198 – Der neue Erzbischof 200 – Ein verhindertes Anschlag 203 – Karfreitag 2006 205 – Raketenangriffe auf Haifa 207 – Gedenkfeier für einen Ibilliner 210

| | |
|-----------------|-----|
| Nachwort | 213 |
| Zeittafel | 216 |

Ein dramatischer Anruf

Das Haus von Abuna Elias Chacour füllte sich mit Hochzeitsgästen. Es war am 4. August 2005 in Ibillin. Ein unvergesslicher Tag für das christlich-palästinensische Brautpaar sollte es werden, ein Tag, der ein Leben lang in Erinnerung bleiben sollte. Beim Abuna („Väterchen“ auf Arabisch) fühlten sich die Frischvermählten fast wie zu Hause. Fröhlich und unbeschwert war die Stimmung im Pfarrhof an diesem lauen Sommernachmittag. Bis das Telefon klingelte. Abuna Elias blieb wie angewurzelt stehen, als er hörte, wie ihn am anderen Ende der Leitung ein Kommissar der israelischen Polizei um Hilfe bat. Ein jüdischer Fahrgast hatte soeben im Nachbardorf Shefaram in einem Bus wild um sich in die Menge geschossen und neben dem Busfahrer ein Mitglied der melkitisch-katholischen Gemeinde sowie zwei muslimische Schwestern getötet, die gerade von der Uni in Haifa nach Hause unterwegs waren. Zwölf weitere Businsassen wurden zum Teil schwer verletzt. Schließlich hatten die Fahrgäste den Attentäter überwältigt und ihn auf der Stelle umgebracht. Die Toten und Verletzten konnten gerade noch rechtzeitig geborgen werden. In der Zwischenzeit hatten sich aber Tausende von Menschen am Tatort versammelt. Der leblose Terrorist lag noch im hinteren Teil des Busses. Die aufgebrachte Menge war jetzt nicht mehr zu bremsen. Benzin wurde in und um den Bus herumgeschüttet. Polizei und Grenzschutz – mehr als zweitausend Schwebewaffnete – wurden in einem Soforteinsatz über eine Luftbrücke in das Städtchen eingeflogen. Doch Terror mit Gewalt zu bekämpfen war nicht die Lösung.

Abuna Elias – schon bekannt als Vermittler zwischen zerstrittenen Gruppierungen – war ein Lichtblick in der hoffnungslosen Situation. Das wusste auch der Kommissar: „Wir brauchen Sie, Pater Elias! Bitte kommen Sie – ganz schnell!“ Ohne zu zögern brach Elias Chacour auf. Endlos kam ihm der Weg an diesem Tag vor. Noch fünfhundert Meter zu Fuß bis zum Bus. Die Menschen klebten

förmlich aneinander. Man kam nirgendwo mehr durch. Es war unerträglich heiß. Der israelische Polizeiminister winkte ihm vom Dach eines Hauses zu: „Kommen Sie herauf und sprechen Sie zu den Menschen! Sie sollen Platz machen, sonst wird es ein großes Massaker auf beiden Seiten geben ...“ Abuna Elias blieb besonnen: „Ich muss aber zuerst den Toten sehen.“ Der Kommissar erwiderte leicht nervös: „Wie können Sie den Bus inmitten der vor Wut kochenden Menschenmasse erreichen?“ „Folgen Sie mir – es wird schon gehen.“ Mit freundlichen Worten und mit der Überzeugung, dass kein weiteres Blut vergossen werden durfte, bahnte er sich den Weg durch die Menge. Es vergingen fünfzehn Minuten, bis beide, der Kommissar und der Priester, schließlich den Bus erreichten. Ein Dutzend Polizisten standen im Bus herum, eingekesselt von wild aufgebracht Menschen. Niemand wagte es, sich zu bewegen. Viel Lärm und Geschrei lag in der Luft. Wie konnte man den Leichnam des jüdischen Amokläufers bergen? Für Elias Chacour stand fest: Dies war unabdingbar, um die Situation zu entspannen. Doch eine einzige falsche Geste hätte genügt, um eine Lawine loszutreten. Er schaffte es, nicht ganz ohne Herzklopfen, in den Bus zu steigen. Spontan kam ihm seine verstorbene Mutter in den Sinn, wie sie für ihn betete: „Sei vorsichtig, mein Sohn ...“

Inzwischen wurde es dunkel. Die Straßenlaternen warfen ihr fahles Licht auf die mit Blut getränkten Sitze. Ein Anblick des Grauens: Das Gehirn des Busfahrers hing in einer Plastiktüte an der linken Seite des Eingangs ... Dann erreichte der Pfarrer den toten Juden. Er dachte: „Mein Gott, hab' Erbarmen mit ihm! Nutzlos vergossenes Blut meiner Brüder und Schwestern: Christen, Muslime und ein Jude ...“

Mit ruhigen, aber bestimmten Worten redete Chacour auf die Menschen ein, über eine Stunde lang. Rache, Hass und Vergeltung schwebten in der Luft. Es schien eine kleine Ewigkeit zu sein, bis die Polizisten die Leiche ins Polizeiauto tragen konnten. Die aufgebrachte Menge beruhigte sich allmählich, bis schließlich die Menschen erschüttert nach Hause gingen.

Dennoch schienen alle Bemühungen um Versöhnung oder einen Dialog an jenem Nachmittag endgültig vergeblich. Tiefliegende Wunden waren jäh wieder aufgerissen. Doch dann geschah ein kleines Wunder: Zehntausende Menschen folgten am nächsten Tag dem Aufruf Chacours zu einem Schweigemarsch gegen Hass und Gewalt. Sie zogen durch das Städtchen: junge und ältere Männer, dann auch Frauen und Kinder. Palästinensische Araber – Christen, Muslime und Drusen. Sie kamen alle, um ein Zeichen für Frieden und Versöhnung zu setzen. Es war ein starkes Zeichen. Auch Tausende von Juden strömten nach Shefaram, um den verzweifelten Familien der Opfer ihr Mitgefühl zu zeigen. Für dieses eine Mal wurde ein Terrorakt nicht von Hassrufen begleitet, die nach Vergeltung schreien. Alle waren sich einig: Wir wollen kein weiteres Blutvergießen! Stoppt die Gewalt!

Abuna Elias blickte auf die Menschenmenge und dachte sich: „Armes Israel – dieses zerrissene Land sehnt sich immer nur nach Frieden, nach nichts anderem als Frieden. Man spricht zwar ständig von ihm, hat aber stattdessen Krieg, nichts anderes als Krieg. Die Palästinenser wollen Gerechtigkeit, bekommen sie aber nicht. Wie soll es dann jemals Versöhnung geben ...?“

Der Feigenbaum

In Chacours Erinnerung tauchte wieder der Lieblingsfeigenbaum seiner Kindheit im 1500-Seelendorf Biram auf. Sein Vater hatte in einen Stamm die Triebe sechs verschiedener Feigenbäume eingepflanzt, als symbolisches Zeichen der Zugehörigkeit aller Nichtjuden zu Gottes auserwähltem Volk. An diesem Baum rankte sich ein Rebstock mit üppigen Weintrauben hoch. Ganz oben saß damals der achtjährige Bub Elias unzählige Male, einen Arm um den höchsten Ast geschlungen und nach den saftigen Früchten greifend. In der Abendsonne schaute er hinunter auf den gepflegten Obstgarten seiner Eltern, der den ganzen Hügel bedeck-

te. Dahinter erhob sich das üppige, majestätische Hochland des oberen Galiläa. Seit Jahrhunderten lebte der Familienclan der Chacour auf diesen Anhöhen und weidete seine Schafe. Dem jungen Elias gehörte 1947 noch eine friedliche Welt, mit Feigenbäumen und Olivenhainen, unzähligen Cousins, Tanten und Onkeln. Die Steinhäuser des Dorfes reihten sich aneinander, jeder kannte jeden. Die Haushalte bildeten in den Augen des kleinen Elias eine große Familie. Biram schien in dieser Atmosphäre in aller Stille seine Kinder aufzuziehen, seine Ernten einzuholen und unbekümmert unter den Sternen zu schlummern. Hier fühlte er sich geborgen und geschützt, „als ob die Arme Gottes selbst unsere Hügel umfassen hielten“, erinnert sich Chacour viele Jahre später an die Nestwärme in seiner Familie.

Er selber, das Nesthäkchen, hatte vier ältere Brüder und eine Schwester. Von seinem Vater, Michael Moussa, der stets die traditionelle Keffiyeh trug, lernte er die Sprache der Geduld, Vergebung und Liebe. Er war ein Mann des Friedens. Wenn er abends nach Hause zurückkehrte, brachte er eine fast mystische Ruhe mit. Seine Augen leuchteten und ein gütiges Lächeln lag auf seinem Gesicht. Katoub, seine Mutter, konnte zwar weder lesen noch schreiben, doch war sie unschlagbar im Geschichtenerzählen oder im auswendigen Vortragen langer Textpassagen der Bibel. Elias saß dann auf ihrem Schoß, spielte mit den beweglichen Tauben und Fischen an ihrer Halskette, während sie ihm Szenen aus der Bibel und dem Evangelium schilderte: „Weißt du, Elias, dass Jesus aus Nazareth kam, nicht weit entfernt von uns?“ Für den Kleinen war Jesus wie ein Freund von nebenan. Ein Nachbar aus Fleisch und Blut. Er konnte sich lebhaft vorstellen, wie er mit seinen Jüngern am Haus seiner Eltern vorbeikam und durch den kühlen Schatten im Feigengarten spazierte. Für seine Mutter waren die Seligpreisungen das Wesentliche an der ganzen Lehre Jesu. Auch wenn der Knabe diese Strophen noch nicht ganz begreifen konnte, hörte er doch aufmerksam zu:

*„Selig, die arm sind im Geist; denn ihnen gehört das Himmelreich.
Selig die Trauernden; denn sie werden getröstet werden.
Selig die Sanftmütigen; denn sie werden das Land erben.
Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit; denn sie werden satt werden.
Selig die Barmherzigen; denn sie werden Erbarmen finden.
Selig, die reinen Herzens sind; denn sie werden Gott schauen.
Selig die Friedensstifter; denn sie werden Söhne Gottes genannt werden.
Selig, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn ihnen gehört das Himmelreich.
Selig seid ihr, wenn ihr um meinetwillen beschimpft, verfolgt und auf alle mögliche Weise verleumdet werdet. Freut euch und jubelt: Euer Lohn im Himmel wird groß sein. Denn so wurden schon vor euch die Propheten verfolgt.“ (Matthäus 5, 3–12)*

Was meinte denn wohl Jesus damit? Wie kann man selig sein, wenn man arm ist oder trauert? So sinnierte das Kind vor sich hin. Wohlbehütet war er ins achte Lebensjahr hineingewachsen und kannte noch keinen echten Seelenschmerz. Und was bedeutete überhaupt „Friedensstifter“? Erst viel später in seinem Leben sollte er den Sinn dieser Sprüche in ihrer vollen Tragweite erkennen ...

Eine melkitische Familie

Wie Noah oder Abraham im Alten Testament, wollten Chacours Eltern den Kindern ihr wertvolles geistiges Erbe weitergeben. Sie waren melkitische Christen und dieses Erbe war tief in der Geschichte verankert, die bis ins erste Jahrtausend zurückgeht. Die sogenannten Melkiten sind ursprünglich Christen der Patriarchate von Antiochien, Jerusalem und Alexandrien, die sich in der Zeit der christologischen Streitigkeiten im 5. Jahrhundert für die dogmatischen Festlegungen des Konzils von Chalkedon und

damit für den Glauben des griechischen Kaisers entschieden haben. Diesem Glauben sind sie auch nach dem Zusammenbruch der Herrschaft von Byzanz treu geblieben. Ihre Gegner gaben ihnen abwertend den Namen „Melkiten“ (die „Kaisertreuen“ – abgeleitet von „melech“, Arabisch für „König“).

Die Vorfahren Chacours gehörten zu jenen Melkiten, die die zerstrittenen Kirchen wieder zusammenbrachten. Ihre Familie gehörte zu einer mutigen Gruppe, die weiter am alten Glauben Chalkedons festhielt und sich in der Zeit der Kreuzzüge ausländischen Übergriffen und damit auch all den kriegerischen Aktionen widersetzte, die den Einfluss Roms im Heiligen Land festigen sollten. Jahrhunderte später begann eine Bewegung unter den Melkiten, Brücken für eine Aussöhnung mit Rom zu bauen. Seit Ende des 17. Jahrhunderts sind diese mit Rom uniert, erkennen also den Papst als Kirchenoberhaupt an. Doch in der Liturgie halten sie bis zum heutigen Tag an den orthodoxen Traditionen fest. Deshalb wird die melkitische Kirche auch als griechisch-katholische Kirche bezeichnet.

Die Zionisten kommen

Die Fähigkeit, gegensätzliche Kräfte miteinander zu versöhnen, wurde also dem kleinen Elias schon in die Wiege gelegt. Sein Vater hatte ihm außerdem oft genug vorgelebt, wie man als tiefgläubiger Mensch in härtesten Zeiten mit Menschen wie auch mit Katastrophen umgehen kann.

So etwa an einem Frühlingsabend 1947, als er mit einem Lamm nach Hause kam und seine Kinder um sich versammelte. „Ich habe euch jetzt etwas Besonderes zu erzählen: In Europa gab es einen Mann namens Hitler. Wie ein Satan war er. Jahrelang ließ er von seinen Mördertruppen jüdische Menschen töten. Millionen von Männern und Frauen, Großeltern und Enkeln – sogar

im Kindesalter, Jungen und Mädchen wie ihr. Er ließ sie umbringen, nur weil sie Juden waren! Hitler ist jetzt tot. Aber unsere jüdischen Brüder haben viel gelitten und sie sind daher sehr verängstigt“. Traurigkeit lag in seinen Augen: „Sie können nicht in ihre Häuser in Europa zurückkehren, und in der restlichen Welt sind sie nicht erwünscht. Deshalb kommen sie nun hierher, um sich in ihrer uralten Heimat nach einem neuen Zuhause umzusehen. In wenigen Tagen, Kinder, werden jüdische Soldaten durch Biram fahren. Man nennt sie ‚Haganah‘. Ein paar werden in jedem Haus einquartiert und bleiben. Einige werden sogar hier bei uns wohnen – vielleicht eine Woche lang. Dann werden sie weiterziehen. Ihr habt keinen Grund, Angst zu haben. Wir müssen besonders freundlich sein und ihnen das Gefühl eines Zuhauses geben.“

Vaters besonnene Worte hatten den kleinen Elias nicht sonderlich beunruhigt. Verwirrt hatten ihn eher die düsteren Mienen seiner Geschwister. Fühlten sie sich etwa bedroht? Als hätte ihr Vater die Gedanken seiner Kinder erraten, teilte er feierlich mit: „Deshalb habe ich dieses Lamm gekauft, seht ihr? Wir werden ein Fest für unsere jüdischen Brüder vorbereiten und so die Auferstehung heute früher als vorgesehen feiern. Denn sie wurden vom Tod bedroht und sind nun am Leben!“ Die frostige Stimmung war wie weggeblasen, als er ankündigte: „Die beste Neuigkeit ist übrigens, dass ihr auf unserem Flachdach schlafen dürft – unter dem Sternenhimmel!“ Die Begeisterung aller Kinder war spürbar. „Vater im Himmel“ – so begann der Vater an jenem Abend sein Gebet – „hilf uns, damit wir unseren jüdischen Brüdern Liebe entgegenbringen, ihnen Frieden vermitteln, so dass ihre kummervollen Herzen Ruhe finden ...“

In ganz Biram hatte man damals noch keine Ahnung, dass inzwischen schon ein „master plan“ ausgearbeitet war und machtvolle Kräfte in Jerusalem, Europa und Amerika dabei waren, nicht nur das Schicksal dieses kleinen galiläischen Dorfes, sondern das des ganzen palästinensischen Volkes zu besiegen.

Für den kleinen Elias tat sich später ein Weg auf – ein Weg in Richtung Frieden. Doch er sollte ihn durch lange, bittere Konflikte führen. Zu jenem Zeitpunkt konnte er das weder ahnen noch begreifen.

Die Schreckensnachricht, dass die jüdischen Soldaten mit Maschinengewehren bewaffnet nach Biram kommen sollten, sprach sich bald wie ein Lauffeuer im ganzen Dorf herum. Chacours Vater konnte diese Neuigkeit nicht erschüttern, denn die Zionisten hatten den Dorfvorstehern doch ihr Wort gegeben, nur einige Tage zu bleiben. Entsprechend der Idee von Theodor Herzl war ihr Ziel jedoch die Rückführung des jüdischen Volkes in sein altes Heimatland. Der Vater hatte nichts dagegen, wenn sich einige Juden aus Europa in seiner Nachbarschaft niederlassen wollten. Sein ältester Sohn Rudah war aber wegen der Waffen höchst beunruhigt. Wozu Maschinengewehre tragen, wenn die Soldaten nur friedliche Absichten hatten?, dachte er. So besorgte er sich ein halb verrostetes Gewehr, um seine Familie im Notfall zu beschützen. Als sein Vater die Waffe in Rudahs Händen entdeckte, nahm er sie ihm sofort weg: „Wir wenden niemals Gewalt an! Auch dann nicht, wenn uns jemand verletzt.“ Rudah starrte ihn fassungslos an: „Warum tragen dann die Soldaten Gewehre?“ „Mein lieber Sohn“, antwortete ihm sein Vater und legte den Arm um Rudahs Schultern: „Jahrhundertlang lebten unsere jüdischen Brüder im Exil in fremden Ländern. Sie wurden gejagt und gequält. Viele von ihnen lebten in Armut, Angst und Trauer. Wenn Menschen große Angst haben, meinen sie, sie müssten zum Schutz Gewehre tragen. Ihre Seelen sind schwach, weil sie den inneren Frieden verloren haben.“ Rudah bohrte nach: „Und wenn die Soldaten uns doch etwas antun werden?“ Sein Vater lächelte: „Juden und Palästinenser sind doch Brüder – echte Blutsbrüder. Wir haben denselben Vater, Abraham, und denselben Gott. Wir dürfen das nie vergessen, verstehst du? Bringen wir jetzt das Gewehr fort!“ Elias, der mit seinen Geschwistern stumm dem Gespräch folgte, starrte staunend seinen

Bruder mit der feinen Adlernase an. An jenem Abend ahnte er noch nicht, dass er mit seiner Familie eine der letzten Nächte im eigenen Haus verbringen würde.

Noch im Licht der Morgendämmerung wurde Biram wenige Tage später durch ein ungewohntes Rattern geweckt: Es waren viele Lastwagen und Jeeps, die den Hügel hinunterrollten. Die angekündigten Zionisten waren da. Sie trugen grau- und gelbe Uniformen. Vier von ihnen luden bei Chacours ihr schweres Gepäck ab, um sich bei ihnen einzuquartieren. Das Lamm wurde geschlachtet, doch aus dem Abendmahl wurde kein Fest, wie die Gastgeber es sich vorgestellt hatten. Katoub, die schweigsame Mutter, servierte allen reichlich gefüllte Teller mit Lammfleisch, Gemüse und Brot. Die Soldaten aßen alles mit großem Appetit, doch die Atmosphäre blieb dabei äußerst kühl. Den Kindern war mulmig zumute. Am meisten störten Rudah und Elias die Gewehre, die immer in Sichtweite waren. Sie fühlten sich wie ohnmächtig angesichts der Waffensstärke der Uniformierten. Zum ersten Mal wurden sie mit fremder Macht konfrontiert und spürten, dass sie – wie auch die anderen Bewohner von Biram – selbst keine Macht besaßen. Ein unbehaglicher Gedanke. Sogar beim täglichen Gang zur Dorfschule sahen sie plötzlich an jeder Ecke Gewehrläufe glänzen.

Eine Woche später rief der militärische Befehlshaber alle Männer der Ortschaft zu sich: „Euer Dorf befindet sich in ernster Gefahr“, teilte er ihnen lapidar mit. „Eure Sicherheit ist gefährdet, wenn ihr in euren Häusern bleibt. Zieht für ein paar Tage hinaus in die Hügel! Schließt einstweilen alles ab und übergebt uns die Schlüssel. Ich gebe mein Ehrenwort, dass nichts zerstört wird.“ Die meisten Männer waren natürlich nervös. Sie erinnerten sich noch gut an den Aufstand und an die Besetzung durch britisches Militär in den 1930er Jahren. Außerdem wurde von neuen Bombenanschlägen in Jerusalem, von Spannungen zwischen Briten und Zionisten gesprochen. Vielleicht war es wirklich besser, ihre

Familien in Sicherheit zu bringen – dachten die Männer beim Nachhausegehen. „Geht am besten heute noch“, rief ihnen der Kommandeur nach, „und ohne Gepäck!“

Vertreibung aus Biram

Das Ehepaar Chacour ließ noch am selben Tag alles zurück, bis auf die schweren Kleider, die die Kinder in mehreren Schichten am Leib trugen. Das Schloss wurde verriegelt, der Schlüssel einem der Soldaten ausgehändigt. Dutzende von Familien strömten gleichzeitig aus Biram hinunter in Richtung Olivenhain. Er schien ihnen ein geeigneter Zufluchtsort für die darauffolgenden Nächte zu sein. Doch nach zwei Wochen wurden die Kampferenden mit jeder Nacht steifer durch das unbequeme Schlafen auf dem feuchten Boden. Gereizt durch das lange vergebliche Warten auf eine Nachricht stiegen einige Männer den Hügel zu ihrem Dorf hinauf. Ihnen stockte der Atem beim Anblick ihrer Häuser: Türen waren eingebrochen, Möbel verschwunden, Vorhänge zerrissen, überall lagen Scherben von Fenstern und Geschirr am Boden. „Was macht ihr hier?“, fauchte ein bewaffneter Soldat sie an. „Wir wollen nur unsere Frauen und Kinder heimbringen!“ Der Ranghöchste näherte sich ihnen: „Der Kommandeur ist weg“, sagte er kaltblütig. „Er hat uns zurückgelassen, um das Dorf zu beschützen. Dieses Land gehört jetzt uns. Ihr habt hier nichts mehr zu suchen – weg mit euch!“, schrie er sie an und verjagte sie mit dem Gewehr. Die fassungslosen Familienväter rannten, so schnell sie nur konnten, wieder den Hang hinunter. Ihr entsetzlicher Bericht machte in Windeseile die Runde. Dann standen alle steif da, wie vom Schlag getroffen. Der Betrug traf sie wie ein Schnitt mit dem Messer. Eine tief klaffende Wunde, die höllisch weh tut. Den jungen Elias befiel eine seltsame Schwermut. Zum ersten Mal bemerkte er den Schock in den weit aufgerissenen Augen seines Vaters. So bestürzt hatte er ihn noch nie erlebt. Was war zu tun?

Wenn man am Leben bleiben wollte, musste man jetzt zuerst die eigene Haut retten – vor Gefahren, aber auch vor dem Unwetter. Die Mukhtars – die älteren Dorfvorsteher – beschlossen, alle gemeinsam nach Gish, ins Nachbardorf, hinaufzusteigen. Dort fanden sie gespenstisch leere Gassen. Die unbewaffneten Dorfbewohner hätten ein ähnliches Schicksal erlitten wie sie, erzählten zehn ältere Leute, die man zurückgelassen hatte.

Man nahm an, sie wären alle in den Libanon geflohen, da die Grenze nur wenige Kilometer entfernt war. „Ob sie jemals zurückkehren können?“, fragte sich ein alter Mann, den Tränen nahe. Trotz ihrer Trauer boten die Übriggebliebenen den Dorfnachbarn ihre Gastfreundschaft an. Die meisten Häuser waren zwar verwüstet, doch jetzt ging es ums nackte Überleben. Ein Dach über dem Kopf zu haben war die Rettung. Die Chacours hatten das Glück, ein kleines, baufälliges Einzimmerhaus für ihre achtköpfige Familie zu finden, kaum größer als die Höhle auf ihrem verlorenen Grundstück. Elias entdeckte eine Puppe, die man zurückgelassen hatte und die nun mit zerquetschtem Kopf in einer Ecke lag. Sonst war nichts im Raum geblieben, außer ein paar zerbrochenen Stühlen. Von umherstreifenden Menschen, die aus anderen Dörfern vertrieben worden waren, erfuhr Elias' Vater, dass die Soldaten systematisch das ganze umliegende Hügelland nach schutzlosen Dorfbewohnern durchkämmten. Viele von ihnen waren tatsächlich zu Fuß in den Libanon oder nach Syrien geflohen. „Was würden die Soldaten tun, wenn sie die Biram-Bewohner in Gish entdeckten?“, fragten sich viele in ihrem neuen Zufluchtsort. Und was war mit den Familien von Gish passiert? Elias erfuhr es als Erster. Beim Fußballspielen mit Freunden. Der Ball seines Gegners flog knapp an seinem Kopf vorbei und fiel weit über das Spielfeld hinaus in den Sand. Nein, es war kein Sand, dachte sich Elias, als er sich bückte, um den Ball zu holen. Es war aufgewühlte Erde, aus der eine dicke Rute ragte. Ein beißender Geruch schnürte ihm plötzlich die Kehle zu ... Es war keine Rute, es war der steife Arm eines toten Jungen, an dem er

zog ... Elias glaubte schreien zu müssen, stand aber wie versteinert da. Dann rannte er, so schnell er nur konnte, nach Hause. Unter der dünnen Sandschicht fand man zwei Dutzend Leichen.

Terror der 20er Jahre

Elias konnte zu jener Zeit nichts von den Gräueltaten wissen, die im August 1929 in Hebron gegen Juden begangen worden waren. Schon am Jom-Kippur-Tag im September des Jahres 1928 hatten die Unruhen an der Klagemauer in Jerusalem begonnen. Die darauffolgenden zehn Jahre galten dann als eine Periode des arabischen Terrors, der eigentlich schon 1921 in Jaffa begonnen hatte. Den mörderischen arabischen Aufstand schlugen die Briten unter ihrem Befehlshaber General Montgomery, dem späteren Held des Zweiten Weltkrieges, nieder. In Hebron lebten die Juden seit Generationen, kannten ihre arabischen Nachbarn gut und betrachteten viele von ihnen als Freunde. Die sephardische Gemeinschaft konnte auf eine Vergangenheit von acht Jahrhunderten, die askenasische immerhin auf eine von hundert Jahren zurückblicken. Dennoch starben sie einen furchtbar gewaltsamen Tod. Nicht wenige wurden sogar enthauptet, wie das auch heute noch im Kampf der sunnitischen und schiitischen Feinde der unterschiedlichen muslimischen Religionsgemeinschaften im Irak „üblich“ ist.

Elias war sich damals der Ereignisse außerhalb des abgeschiedenen Hügelgebiets in Nordgaliläa kaum bewusst. 1947 bis 48 waren aber Entscheidungen auf politischer Ebene getroffen worden, über die Köpfe der Palästinenser hinweg, die sie bald ohne Heimat und ohne eine nationale Identität zurücklassen sollten.

Heiliges Land – Land des Krieges

Die ungelöste Palästinafrage war vor die UNO gebracht worden. Die Zionisten waren nicht mehr einverstanden mit der britischen Kontrolle. Sie wollten ihre eigene nationale Heimstätte errichten und kämpften gegen die inzwischen durch den langen Krieg in Europa militärisch geschwächten Briten und gegen die schlecht ausgerüsteten Palästinenser. Es war ein Kräfteessen zwischen Ungleichen. Die UNO sollte eine friedliche Lösung herbeiführen, um dem Blutvergießen ein Ende zu bereiten. Palästina sollte in zwei Staaten aufgeteilt oder föderalisiert werden. Nun machte das UNO-Sonderkomitee für Palästina (UNSCOP) zum Ende des britischen Mandats einen Vorschlag, den die Vollversammlung am 29. November 1948 mit 33 gegen 13 Stimmen bei 10 Enthaltungen beschloss. Die arabischen Staaten akzeptierten keinen der beiden Vorschläge. Die Teilung des Mandatgebiets sah vor, dem jüdischen Staat 55 %, dem arabischen Teil 45 % dieses Gebiets zuzueignen. Die Bevölkerung bestand damals zu 69,2 Prozent aus Arabern (1 319 500) und zu 30,2 Prozent aus Juden (589 340). Als die Dorfältesten in Gish davon erfuhren, waren sie über die Bedingungen schockiert: Wie konnte eine in ihren Augen so einseitige Entscheidung getroffen werden? Die arabischen Nachbarstaaten reagierten militärisch. Die Flüchtlingskinder aus Biram versuchten, die komplizierten Auseinandersetzungen der Erwachsenen zu verstehen. Sie fingen an zu ahnen, dass aus ihrer friedlichen Heimat Palästina – bekannt als das „Heilige Land“ – nun ein Land des Krieges geworden war. Sie erfuhren auch von anderen Dörfern, die mit Granaten und Bomben dem Erdboden gleichgemacht worden waren, während in anderen die Menschen den brennenden Trümmern ihrer Häuser nur knapp entfliehen konnten.

Tausende von Palästinensern waren nun entwurzelt. Besondere Angst hatten sie vor der zionistischen Organisation Irgun. Einer ihrer Führer gehörte wegen seiner Beteiligung an dem Bomben-

anschlag auf das Luxushotel King David in Jerusalem zu den zehn von den Briten meistgesuchten Terroristen. Sein Name war Menachem Begin; er wurde Jahre später israelischer Regierungschef. Sein Ziel war es, das Land von der palästinensischen Bevölkerung zu „säubern“. Öffentlich bekannt wurde eine besonders brutale „Säuberungsaktion“ in Deir Yassin, einem Vorort von Jerusalem. Der Augenzeuge Jacques de Reynier vom Roten Kreuz berichtet von Horrorszenen: „Hier war die ‚Säuberung‘ mittels Maschinenpistolen, dann Handgranaten erledigt worden. Mit Messern war sie zu Ende geführt worden, jeder konnte das sehen ... Als ich gerade herausgehen wollte, hörte ich so etwas wie einen Seufzer ... Es war ein zehnjähriges Mädchen, verstümmelt von einer Handgranate, aber noch am Leben ... Vierhundert Menschen hatte es in diesem Dorf gegeben; ungefähr fünfzig von ihnen entkamen und waren noch am Leben ...“

Viele einheimische Juden waren ebenso über solche Ereignisse schockiert wie die Palästinenser. Der Oberrabbiner von Jerusalem tobte vor Entrüstung. Doch auch die religiösen Proteste der Juden waren nicht stark genug, um die mörderische Militärmaschinerie aufhalten zu können. Diese schaffte es hingegen, die vereinten arabischen Kräfte ringsumher zurückzudrängen. Noch mehr Lastwagen rollten in die Bauerndörfer ein. Weitere Flüchtlinge strömten täglich durch Galiläa und erzählten von ausgeplünderten Kleinstädten.

Flüchtlinge im eigenen Land

Am 14. Mai 1948, als die letzten britischen Truppen Palästina verließen, proklamierte der Politiker David Ben Gurion feierlich vor zweihundert Journalisten aus aller Welt die Errichtung des unabhängigen Staates Israel. Innerhalb einer Stunde erkannten die Vereinigten Staaten offiziell den neuen Staat unter zionistischer Herrschaft an. Auch die Sowjetunion gehörte zu den ersten Staa-

ten, die Israel völkerrechtlich anerkannten. In den drei darauffolgenden Monaten flüchteten – oder wurden vertrieben – etwa 750 000 Palästinenser. Von 550 verlassenen palästinensischen Ortschaften wurden, bis auf 121, praktisch alle zerstört. In den Wirren von Krieg und Terror wurden Eheleute voneinander getrennt, Eltern verloren kleine Kinder, die sie nie wieder sahen. Viele ältere Menschen haben die körperlichen und seelischen Entbehrungen nicht überlebt. Die jüdischen Freunde der Chacours, die in Biram Seite an Seite mit ihnen gelebt und vieles geteilt hatten, litten mit ihnen. Sie waren aber machtlos.

Obwohl die Familie Chacour schon seit zwei Jahren „Flüchtlinge im eigenen Land“ war und um ihre Zukunft bangte, zeigte sich Vater Michael Moussa vor den Kindern nie verbittert. Seine Bereitschaft, denen zu vergeben, die sich selbst zu ihren Feinden gemacht hatten, erstaunte Elias, als er ihn beten hörte: „Vergib ihnen, oh Gott. Heile ihren Schmerz. Wandle ihre Bitterkeit und zeig’ uns Deinen Frieden.“ An einem Frühlingsabend 1949 beruhigte er die verängstigten Kinder besonders liebevoll: „Wenn euch jemand je wehtun sollte, könnt ihr ihn zwar verfluchen, doch das wäre sinnlos. Bittet stattdessen den Herrn, den zu segnen, der sich selbst zu eurem Feind macht.“ Seine Augen strahlten Zuversicht aus, als er fortfuhr: „Wisst ihr, was dann geschehen wird? Der Herr wird euch mit Seinem inneren Frieden segnen – und vielleicht wird euer Feind von seiner Bosheit ablassen. Wenn nicht, dann wird der Herr selber über ihn verfügen.“ Die Kinder schliefen in jener Nacht friedlich ein.

Doch schon am frühen Morgen weckte sie eine dröhnende Stimme aus dem Lautsprecher eines Lastwagens: „Alle Männer sofort antreten – kein Widerstand!“ Die sechs Chacour-Geschwister schauten erstarrt ihre Eltern an. „Kommt Jungs, es wird schon in Ordnung sein“, sagte der Vater gefasst zu seinen drei ältesten Söhnen und ging mit ihnen zu einem größeren Platz, wo die Soldaten

mit erhobenen Gewehren standen. Von der Türschwelle aus beobachtete Elias, wie sich alle erwachsenen Männer, die er von Kindesbeinen an kannte, dort versammelten. „Wir wissen, dass ihr palästinensische Terroristen seid!“, brüllte ein Uniformierter. „Wo sind eure Gewehre versteckt?“ Elias klammerte sich fest an seine Mutter. Er kämpfte mit den Tränen. Mein Vater, meine Brüder – „Terroristen“? Dieses Wort traf ihn wie ein Blitzschlag. Michael Moussa war bald erschöpft. Schweißperlen tropften von seinem besorgten Gesicht. „Jetzt werdet ihr sofort diesen Ort verlassen!“, befahl der Soldat. Zu den hinterbliebenen Frauen schrie er: „Wir bringen eure Terroristen weg. Ihr werdet sie nie wiedersehen!“, und mit vorgehaltenem Gewehr pferchte er die Männer in die Lastwagen hinein. Als die letzte Ladeklappe zuschlug, rollten sie schon im Konvoi davon. Weinende Frauen strömten in die Gassen und riefen verzweifelt die Namen ihrer Männer und Söhne. Katoub wischte sich still die Tränen mit dem Handrücken weg. Wie erstarrt ging sie ins Haus zurück. In den dunkelsten Stunden ihres Lebens drückte sie ihre drei zurückgebliebenen Kleinen fest an sich und betete leise, bis lange in die Nacht hinein.

Elias' Mutter fand den größten Trost im Gebet. Sie war überzeugt, dass Gott über ihre Männer wachen würde: „Lass unsere Hände Deine Hände sein, um die Leidenden zu trösten.“ Ihre ruhige, unerschütterliche Haltung, fest im Glauben verankert, beeinflusste allmählich auch ihren kleinsten Sohn. Elias begann, die Einsamkeit in der Natur zu suchen. Im Schatten eines Olivenbaumes malte er sich aus, wie Jesus den nahegelegenen Berg der Seligpreisungen hinaufgestiegen war und vor einer Menschenmenge verkündet hatte: „... Selig die Trauernden, denn sie werden getröstet werden ...“ Er versuchte zu verstehen und begann, mit Jesus zu reden: „Mutter hat Deinen Trost. Das sehe ich. Willst Du, dass wir Deine Hände und Lippen sind, um wieder Frieden zu bringen? Wenn das wahr ist, dann gebrauche bitte meine Hände, Lippen – und Zunge dazu!“ Damals wusste er noch nicht, dass dieses Gebet nur ein erster Schritt auf einer langen Lebensreise war ...

Der Sommer 1949 zog sich drei Monate hin, ohne Nachricht von den vertriebenen Männern. Eines Abends verriegelte Katoub wieder, wie gewöhnlich, die Haustür – dies war der einzige Schutz vor unwillkommenen Gästen in der Dunkelheit. Plötzlich durchbrach ein Geräusch die Stille der Nacht. Der Riegel rüttelte im Schloss. „Lasst uns herein – schnell!“, zischte eine gedämpfte Männerstimme. „Wer ist da?“, rief Katoub mit zittriger Stimme. „Ich bin’s, Michael! Mach‘ auf!“ Vier ausgemergelte Männer mit zerzausten Bärten und zerfetzten Schuhen stürmten herein. Es war nicht zu fassen: Die Familie war tatsächlich wieder vereint! Alle umarmten und küssten sich stürmisch. Den Eltern liefen Freudentränen über die Wangen. Die Männer waren erschöpft, doch sie hatten überlebt. Nur das zählte, dachte Katoub, als sie Essen und Wasser für sie holte.

Bei flackerndem Kerzenlicht erzählte Michael Moussa von ihrer Odyssee. Der Lastwagen hatte sie bis in die Nähe der Stadt Nablus gebracht. An der Grenze zu Jordanien ließ man sie dann frei. Anscheinend wollte man sie endgültig aus ihrer Heimat vertreiben. Er und seine Söhne wünschten sich aber nur eins: nach Hause zurückzukehren. Endlos lange Fußmärsche, bei sengender Hitze, führten sie von Dorf zu Dorf – zuerst in Jordanien, dann in Syrien. Überall wurden sie jedoch von ihren eigenen arabischen „Brüdern“ wie Aussätzige behandelt und verjagt. Streckenweise waren sie so hungrig, dass sie im Staub nach Insekten suchten. Als Vater Chacour dann eines Tages die Silhouette des Bergs Meron – des höchsten Berges in ganz Galiläa – wiedersah, wusste er, dass er nunmehr zu Hause war.

Elias schwelgte an jenem Abend in einem solchen Glücksgefühl, dass er des Vaters abschließende Worte fast nicht mehr mitbekam: „Lieber Gott, die Israelis behandeln uns schlecht, weil wir die Kinder Ismaels sind. Aber wir sind wahre Söhne Abrahams, und wir sind Deine Kinder“, betete er. „Du hast Ismael vom Tod in der Wüste errettet, und Du hast uns gerettet.

Du hast ihm Gerechtigkeit erwiesen und ihn mit einem großen Volk gesegnet. Wir danken Dir nun, denn wir wissen, dass Du auch uns Gerechtigkeit verschaffen wirst.“ Worte des Urvertrauens in den Schöpfer, obwohl die Chacours mütterlicher- und väterlicherseits in diesen Wirren mehrere Brüder verloren hatten. Viele Frauen in Gish sahen ihre Männer und Söhne nie wieder.

Ende 1949 hörte die Vertreibung der Palästinenser allmählich auf. Viele von ihnen wurden als nützliche, billige Arbeitskräfte für die neuen Kibbuzim gebraucht, da sie wertvolle Erfahrungen aus der Landwirtschaft mitbrachten.

Arbeit im Feigengarten

Die Kibbuzim waren sozialistische landwirtschaftliche Gemeinschaften, die für die Einwanderer aus Europa und Amerika ins Leben gerufen worden waren. Die Chacours erfuhren, dass einige dieser jüdischen Siedler teilweise das fruchtbare Land um Biram gekauft hatten. Michael Moussa erkundigte sich nach dem Schicksal seines geliebten Feigengartens. Die Antwort traf ihn wie ein Blitz: Auch dieser hatte bereits einen neuen Besitzer gefunden. Er blieb stumm, seine Lippen waren zusammengepresst. Elias konnte den Kummer seines gütigen Vaters kaum ertragen. Er wusste nur zu gut, was dieser Verlust für ihn bedeutete. Jeden Baum hatte er eigenhändig gepflanzt, um jeden Setzling hatte er sich persönlich gekümmert. Jetzt war ihm sein Lebenswerk entrisen worden. Für immer. Nach einigen Wochen kam dennoch eine tröstlichere Nachricht: Der neue Besitzer brauchte erfahrene Bauern für die Pflege des Feigengartens. Vater Chacour stellte sich mit seinen drei älteren Söhnen vor. Sofort wurden sie für drei Jahre engagiert und erhielten einen besonderen Arbeitsausweis. Der von Michael Moussa wurde von den Soldaten regelmäßig überprüft, bevor er seinen Fuß auf das Land setzen durfte,